Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 42

Artikel: Jerry der Insulaner [Fortsetzung]
Autor: London, Jack
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-649074

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Jerry

der Insulaner

VON JACK LONDON

Copyright by Union Deutsche Verlagsanstalt (15. Fortsetzung)

Die Sonne sandte ihre Flammenstrahlen auf sie hernieder und brachte ihnen, die in dem weißen Sande lagen und brieten, alles andere eher als Linderung. Die Quälgeister scharten sich wieder um Jerry, und wieder schütteten sie ihren ganzen Vorrat an Schimpfwörtern über ihn aus, weil er sein Tabu verloren hatte. Was Jerry am meisten aufbrachte, waren nicht die Schläge und die körperlichen Qualen, sondern das Lachen. Kein Hund kann ertragen, daß man ihn auslacht, und Jerry konnte am allerwenigsten seine Erbitterung zügeln, wenn sie ihn verspotteten und dicht vor ihm schnatterten. Obwohl er nicht ein einziges Mal heulte, hatte sein Knurren und Schnappen in Verbindung mit seinem Durst seine Kehle heiser gemacht und die Schleimhäute in seinem Maul ausgedörrt, so daß er außerstande war, einen Laut von sich zu geben, wenn er nicht gerade gereizt wurde. Seine Zunge hing ihm zum Maul heraus, und die Sonne, die um acht Uhr morgens schon große Kraft besaß, begann sie langsam zu verbrennen.

Zu dieser Zeit tat ihm einer der Jungen einen grausamen Schimpf an. Er rollte Jerry aus der Höhlung heraus, in der er die ganze Nacht auf dem Rücken gelegen hatte, drehte ihn auf die Seite und hielt ihm eine kleine, mit Wasser gefüllte Schale hin. Jerry trank so gierig, daß er zunächst gar nicht bemerkte, daß der Junge viele reife rote Pfefferkörner in der Schale ausgepreßt hatte. Der Kreis heulte vor Vergnügen, und Jerrys bisheriger Durst war nichts im Vergleich zu dem neuen Durst, der noch vermehrt wurde durch die brennende Qual, die der Pfeffer ihm verursachte.

Das nächste Ereignis, das eintrat, und zwar ein sehr wichtiges Ereignis, war das Kommen Nalasus. Nalasu war ein alter Mann von über sechzig Jahren. Er war blind und ging an einem langen Stock, mit dem er sich vorwärtstastete. In der freien Hand trug er ein Ferkel, das er an den zusammengebundenen Beinen hielt.

„Sie sagen, daß der Hund des weißen Herrn gegessen werden soll", sagte er in der Somosprache. „Wo ist denn der Hund des weißen Herrn? Zeigt ihn mir!"

Agno, der soeben hinzugekommen war, stand neben ihm, als er sich über Jerry beugte und ihn mit den Fingern untersuchte. Und Jerry dachte nicht daran, zu knurren oder zu beißen, wenn auch die Hände des Blinden mehr als einmal in Reichweite seiner Zähne kamen. Denn Jerry fühlte, daß die Finger, die so lind über ihn strichen, keine feindselige Absicht hatten. Dann betastete Nalasu das Ferkel, und mehrmals wanderten seine Finger zum Ferkel und wieder zurück, als ob er eine Rechenaufgabe lösen wollte.

Nalasu richtete sich auf und fällte folgendes Urteil: „Das Ferkel ist ebenso klein wie der Hund. Sie sind von derselben Größe, aber das Ferkel hat mehr eßbares Fleisch am Körper als der Hund. Nehmt das Ferkel, und ich will den Hund nehmen."

„Nein", sagte Agno, „der Hund des weißen Mannes hat das Tabu verletzt. Er muß gegessen werden. Nimm irgendeinen andern Hund und laß uns das Ferkel. Nimm einen großen Hund."

„Ich will den Hund des weißen Herrn haben", sagte Nalasu eigensinnig. „Nur den Hund des weißen Herrn und keinen andern."

Die Verhandlung kam nicht weiter, bis Baschti sich zufällig sagte und zuhörte.

„Nimm den Hund, Nalasu!" sagte er schließlich. „Es ist ein gutes Ferkel, ich will es selbst essen."

„Aber er hat das Tabu verletzt, dein großes Tabu des Brutplatzes, und daher muß er gegessen werden", fiel Agno schnell ein.

Zu schnell, dachte Baschti, während ein undeutlicher Verdacht, er wußte nicht weshalb, in ihm aufstieg.

„Das Tabu muß mit Blut und Feuer bezahlt werden", beharrte Agno.

„Schön", sagte Baschti. „Dann esse ich das Ferkel. Laß ihm die Kehle durchschneiden und seinen Körper den Flammen übergeben."

„Ich spreche nur das Gesetz des Tabus, Leben um Leben heißt es für den, der es verletzt."

„Es gibt ein andres Gesetz", lachte Baschti. „Lange war es so, seit Somo diese Mauern baute, daß Leben um Leben gekauft werden konnte."

„Aber nur das Leben von Mann und Weib", wandte Agno ein.

„Ich kenne das Gesetz", Baschti schritt ruhig weiter. „Somo war es, der das Gesetz machte. Nie ist gesagt worden, daß das Leben eines Tieres nicht um das Leben eines Tieres gekauft werden kann."

„Das Gesetz ist noch nie angewandt", sagte der Teufel-Teufel-Medizinmann schnell.

„Und das hat seine guten Gründe", antwortete der alte Häuptling. „Noch nie ist ein Mensch so dumm gewesen, ein Ferkel für einen Hund zu geben. Es ist ein gutes Ferkel, fett und feinfleischig. Nimm den Hund, Nalasu, nimm den Hund gleich."

Aber der Teufel-Teufel-Medizinmann gab sich noch nicht zufrieden.

„Wie du, o Baschti, in deiner großen Weisheit sagtest, ist er der Saathund, der Stärke und Mut fortpflanzen soll. Laß ihn töten. Wenn er aus dem Feuer kommt, soll sein Körper in viele Stücke geteilt werden, so daß jeder Mann von ihm kosten kann und dadurch seinen Anteil an der Stärke und dem Mute bekommt. Es ist besser für Somo, wenn seine Männer stark und tapfer werden als seine Hunde."

* * *

Aber Baschti hegte keinen Zorn gegen Jerry. Er hatte zu lange gelebt und war zu sehr Philosoph, als daß er den Hund getadelt hätte, weil er ein Tabu verletzte, das er nicht kannte. Selbstverständlich wurden Hunde oft getötet, weil sie Tabus verletzten. Aber er ließ es geschehen, weil die Hunde ihn nicht im geringsten interessierten, und weil ihr Tod die Heiligkeit der Tabus noch mehr einprägte. Jerry hatte ihn wirklich interessiert. Seit Jerry ihn wegen Van Horns Kopf angegriffen hatte, hatte er über die Begebenheit nachgedacht. Sie war verblüffend gewesen, wie es alle Lebensäußerungen waren, und hatte ihm zu denken gegeben. Dazu kam seine Bewunderung für Jerrys Mut und das Unerklärliche, das ihn hinderte, vor Schmerz zu heulen, wenn er vom Stock getroffen wurde. Und ohne daß es ihm bewußt war, hatte die Schönheit von Jerrys Gestalt und Farbe ihn ganz unmerklich mit Wohlgefallen erfüllt. Es freute ihn, diese Schönheit zu sehen.

Baschtis Benehmen hatte noch einen andern Grund. Er hatte schon angefangen, darüber nachzudenken, warum sein Teufel-Teufel-Medizinmann so eifrig den Tod des Hundes wünschte. Es gab so viele Hunde. Warum mußte es gerade dieser sein? Daß etwas dahintersteckte, war klar, obwohl Baschti nicht darauf kam, was es sein konnte — wenn nicht ein Rachegefühl, das in ihm schlummerte seit dem Tage, als er Agno verhindert hatte, den Hund zu essen. Stimmte das, so war es eine Regung, die er bei keinem Angehörigen seines Stammes dulden konnte. Was aber auch die Ursache war, so hielt er, der immer wachsame, es für ratsam, seinem Priester eine gute Lehre zu erteilen und wieder einmal zu zeigen, wer der erste Mann in Somo war. Und daher antwortete Baschti:

„Ich habe lange gelebt und viele Schweine gegessen. Welcher Mann wagt zu sagen, daß die vielen Schweine in mich übergegangen seien und mich zu einem Schwein gemacht hätten?"

Er hielt inne und sah sich herausfordernd in seinem Zuhörerkreise um, aber niemand sagte etwas. Statt dessen grinsten einige von den Männern töricht, während das Gesicht Agnos deutlich ausdrückte, daß er auf keinen Fall zugeben würde, daß irgend etwas an seinem Herrn an ein Schwein gemahnte. „Ich habe viele Fische gegessen", fuhr Baschti fort, „und nie ist mir eine Schuppe zum Mund herausgewachsen. Nie ist mir eine Galle in der Kehle gewachsen. Wie ihr alle sehen könnt, ist nie eine Flosse aus meinem Rückgrat hervorgewachsen. Nalasu, nimm den Hund — Aga, trag das Ferkel in mein Haus. Ich will es heute essen. Agno, laß mit dem Schlachten der Hunde beginnen, daß die Kanumänner zur rechten Zeit essen können."

Und dann wandte er sich zum Gehen und warf, indem er wieder in Trepang überschlug, streng über die Schulter hin: „Mein Wort, du machen mich bös auf dich."

* * *

Während der blinde Nalasu langsam mit Jerry dahinwanderte, den er an den zusammengebundenen Beinen, mit dem Kopf nach unten, trug, hörte Jerry plötzlich, wie das Heulen der Hunde an Wildheit und Stärke zunahm. Das Schlachten hatte begonnen, und Jerry erkannte, daß er dem Tode sehr nahe gewesen war.

Aber im Gegensatz zu dem Knaben Lamai, der es nicht besser gewußt hatte, trug der alte Mann Jerry nicht ganz bis zu seinem Hause. Bei dem ersten Bach, der zwischen den niedrigen Hügeln von dem sich hebenden Lande herabströmte, blieb er stehen und setzte Jerry nieder, um ihn trinken zu lassen. Und Jerry spürte nichts als den Genuß der feuchten Kühle auf seiner Zunge, um seine Schnauze und in seinem Halse. Dennoch nahm er in seinem Unterbewußtsein den Eindruck auf, daß dies der freundlichste Neger war, den er je auf Somo getroffen, freundlicher als Lamai, als Agno, als Baschti.

Als er getrunken hatte, bis er nicht mehr konnte, dankte er Nalasu mit seiner Zunge — nicht warm und begeistert, als wenn es Schiffers Hand gewesen wäre, aber doch mit der Dankbarkeit, die er für den lebenspendenden Trunk schuldete. Der alte Mann kicherte, rollte Jerry in den Bach, wobei er ihm den Kopf über Wasser hielt, rieb ihm das Wasser in seinen ausgedörrten Körper und ließ ihn lange selige Minuten so liegen.

Vom Bach bis zu seinem Hause, eine gute Strecke, trug Nalasu ihn zwar noch mit gebundenen Füßen, aber nicht mehr mit abwärts hängendem Kopf. Er gedachte, den Hund durch Liebe zu gewinnen. Denn Nalasu, der viele Jahre einsam im Dunkel gewesen, hatte weit mehr über seine Umwelt nachgedacht und kannte sie weit besser, als wenn er sie hätte sehen können. Für seinen eigenen, besonderen Zweck brauchte er dringend einen Hund. Er hatte es mit mehreren Wildhunden versucht, aber sie hatten seiner Freundlichkeit nur sehr geringe Anerkennung gezollt und waren unweigerlich weggelaufen. Der letzte war am längsten geblieben, weil er ihn mit besonderer Freundlichkeit behandelt hatte, war aber doch schließlich weggelaufen, ehe er ihn für seine Zwecke abgerichtet hatte. Aber der Hund des weißen Herrn — das hatte er gehört — war anders. Er lief nie aus Furcht weg, und dazu sollte er intelligenter als alle Somohunde sein.

Die Erfindung Lamais, den Hund mit einem Stock anzubinden, war im ganzen Dorfe bekannt geworden, und mit einem Stock wurde Jerry in Nalasus Haus angebunden. Aber es war doch nicht dasselbe. Nie wurde der Blinde auch nur ein einziges Mal ungeduldig, viele Stunden täglich hockte er auf dem Boden nieder und streichelte Jerry. Aber wenn er es auch nicht getan hätte, so würde Jerry, der Nalasus Brot aß und sich allmählich daran gewöhnte, den Gebieter zu wechseln, ihn als Herrn anerkannt haben. Zudem hatte Jerry ein ausgesprochenes Gefühl, daß der Teufel-Teufel-Medizinmann, nachdem er ihn gebunden und unter die andern hilflosen Hunde auf den Schlachtplatz geworfen, aufgehört hatte, sein Herr zu sein. Und da Jerry seit seiner frühesten Kindheit nie ohne Herrn gewesen war, erschien es ihm als eine Notwendigkeit, daß er einen Herrn haben müsse.

Und so geschah es, daß er, als der Tag kam, da der Stock von seinem Halse losgebunden wurde, doch freiwillig in Nalasus Haus blieb. Als der alte Mann die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß Jerry nicht mehr weglaufen würde, begann er mit seiner Erziehung. Und der Unterricht schritt langsam und gradweise vorwärts, bis er mehrere Stunden täglich dieser Arbeit opferte.

Zuerst lernte Jerry auf einen neuen Namen, Bao, zu hören und zu kommen, wenn er, aus immer wachsender Entfernung, auch noch so leise gerufen wurde. Nalasu rief immer leiser, bis es gar kein Wort mehr, sondern nur noch ein Flüstern war. Jerrys Ohren waren scharf geworden.

Ferner wurde Jerrys eigenes Gehör durch Uebung noch mehr geschärft. Viele Stunden nacheinander saß er neben Nalasu oder stand in einiger Entfernung von ihm und mußte sich darin üben, auch das schwächste Geräusch, jedes Rascheln im Busch aufzufangen. Endlich wurde er dazu erzogen, die verschiedenen Geräusche im Busch zu unterscheiden und danach sein Knurren, mit dem er Nalasu aufmerksam machte, einzurichten. War ein Rascheln zu hören, das nach Jerrys Ueberzeugung von einem Schwein oder einem Huhn herrührte, so knurrte er überhaupt nicht. War er sich nicht ganz klar über die Art des Geräusches, so knurrte er ganz leise. Wurde das Geräusch jedoch von einem Mann oder einem Knaben erzeugt, der sich mit großer Vorsicht bewegte und daher verdächtig war, so mußte Jerry laut knurren; war das Geräusch laut und ungeniert, so knurrte Jerry ganz gedämpft.

Es fiel Jerry nie ein zu fragen, warum er dies alles lernen mußte. Er tat es nur, weil es der Wunsch seines Herrn war. Alles dies und noch viel mehr lehrte Nalasu ihn, und er erweiterte seinen Wortschatz, so daß sie auf einige Entfernung kurze, aber doch ganz deutliche Gespräche miteinander führen konnten.

So konnte Jerry auf eine Entfernung von fünfzig Fuß durch ein leises „Whuff!" Nalasu mitteilen, daß er ein ihm un-

bekanntes Geräusch hörte, und Nalasu konnte ihm durch verschiedene Zischlaute verständlich machen, daß er stillstehen, noch leiser bellen, ganz ruhig sein oder geräuschlos zu ihm kommen, oder auch sich in den Busch begeben und untersuchen sollte, woher das fremde Geräusch kam. Dann wieder mußte er mit lautem Bellen drauflosstürzen und angreifen.

Fing Nalasu mit seinen scharfen Ohren ein fremdes Geräusch von der entgegengesetzten Seite auf, so konnte er wieder Jerry fragen, ob er es gehört hätte. Und Jerry, der vor lauter Eifer auf den Zehenpitzen stand, konnte, indem er sein „Whuff!" anders oder länger oder kürzer ausstieß, Nalasu zuerst melden, daß er nichts vernahm, dann daß er es hörte, und endlich vielleicht, daß es ein fremder Hund, eine Waldratte, ein Mann oder ein Knabe war, und das so leise, daß die Worte fast nur ein Hauch waren, lauter einsilbige Wörter, eine völlige Stenographie der Rede.

Nalasu war ein merkwürdiger alter Mann. Er wohnte ganz für sich in einer kleinen Grashütte am Rande des Dorfes. Das nächste Haus war ein gutes Stück entfernt, und seine eigene Hütte stand auf einer Rodung im dichten Busch, der nirgends näher als sechzig Fuß war. Ferner hielt er diese Rodung dauernd rein von der schnell wachsenden Vegetation. Er hatte offenbar keinen Freund, wenigstens kam nie ein Besucher zu ihm. Es war mehrere Jahre her, seit er dem letzten Besucher die Lust zum Wiederkommen genommen hatte. Verwandte hatte er auch nicht. Seine Frau war längst gestorben, und seine drei noch unverheirateten Söhne hatten auf einem Raubzug jenseits der Grenzen von Somo ihre Köpfe auf den Buschpfaden zwischen den hohen Hügeln verloren und waren von ihren Mördern im Busch aufgefressen worden.

Für einen Blinden war er sehr arbeitsam. Er wünschte keine Hilfe von andern Menschen und verschaffte sich seinen Lebensunterhalt ganz allein. Auf der Rodung um sein Haus pflanzte er Jams, süße Kartoffeln und Taro. Auf einer andern Rodung — er hielt es für klüger, keine Bäume in der Nähe seines Hauses zu haben — hatte er Platanen, Bananen und ein Dutzend Kokospalmen gepflanzt. Obst und Gemüse tauschte er dann im Dorfe gegen Fleisch, Fische und Tabak ein.

Ein gut Teil seiner Zeit verbrachte er mit der Erziehung Jerrys, und hin und wieder verfertigte er Bogen und Pfeile, die bei seinen Stammesgenossen so geschätzt waren, daß er so viele, wie er wollte, verkaufen konnte. Kaum ein Tag verging, ohne daß er sich im Gebrauch von Pfeil und Bogen übte. Er schoß nur nach dem Gehör, und jedesmal, wenn Lärm oder Rascheln im Busch zu hören war und Jerry ihm mitgeteilt hatte, um was es sich handelte, pflegte er einen Pfeil danach zu schießen. Dann war es Jerrys Pflicht, vorsichtig den Pfeil wiederzuholen, falls er sein Ziel verfehlt hatte.

Eine Merkwürdigkeit an Nalasu war, daß er nur drei Stunden am Tage und nie in der Nacht schlief, und daß der kurze Schlaf, den er sich am Tage gönnte, nie im Hause stattfand. Im dichtesten Teil des nahen Busches war eine Art Nest verborgen, zu dem kein Pfad führte. Er kam und ging stets einen andern Weg, so daß die Tropenvegetation auf dem reichen Boden immer wieder jede Spur seiner Anwesenheit auslöschte. Und wenn er schlief, mußte Jerry die Wache halten und durfte nie einschlafen. Nalasu hatte alle Ursache zu seiner unendlichen Vorsicht. Der älteste seiner Söhne hatte bei einer Schlägerei einen gewissen Ao getötet. Ao war einer der sechs Brüder vom Stamme Annos gewesen, der in einem der höher gelegenen Dörfer wohnte. Nach dem Gesetz Somos hatte das Geschlecht Annos das Recht, Blutrache am Geschlecht Nalasus zu üben, wurde aber um sein Recht betrogen, weil Nalasus drei Söhne im Busch fielen. Und da das Gesetz Somos Leben um Leben hieß und Nalasu der einzige Ueberlebende seines Geschlechts war, wußte jeder im Stamme, daß das Geschlecht Annos sich nicht zufrieden geben würde, ehe es nicht das Leben des Blinden genommen hatte.

Fortsetzung folgt.

Der unbekannte Soldat

Auf einer Weltstadt Platz ein Feuer brennt.
Die Flamme flackert wirr im Regenschauer.
An des Soldaten Mal, den keiner kennt,
die Kränze schmiegen sich in stummer Trauer.

Wo fiel der Held? War's in der Sommeschlacht?
War es vor Verdun oder dort in Flandern?
In eines Schützengrabens grauser Nacht?
Beim Sturmangriff, zerfetzt mit tausend andern?

Von all' den Braven ist es einer nur,
der dort am Platz sein Ehrengrab gefunden,
das künden soll von blutgetränkter Flur,
von Heldentaten und von Todeswunden.

Das Leben braust um jenes Denkmals Erz . . .
Und wieder ist die Zeit zum Krieg geworden.
In Furcht erzittert manches Volkes Herz
vor Not und Leid, vor Haß und grimmem Morden.

Nachts, wenn die Weltstadt sich in Dunkel hüllt,
von keinem Lichtstrahl weit im Rund durchdrungen,
steigt dort vom Denkmal ewig unerfüllt
ein Sehnen, das sich heiß emporgerungen.

Und eine schale Stimme seufzt und spricht,
die Stimme jenes toten Unbekannten:
„Ihr Menschen alle, wisset ihr denn nicht,
wie damals unsre jungen Herzen brannten?"

„Wir glaubten an den Frieden in der Welt
nach unserm Kämpfen und nach unserm Siegen . . .
Dann hat der Tod den jungen Harst zerspellt,
ihm mußten wir, zerstoben, unterliegen."

„Das nackte Elend schritt von Haus zu Haus,
Glück fiel um Glück zu Dorf und Stadt in Scherben.
Die Welt versank in Schmerzen und in Graus,
ließ alles Licht erkalten und ersterben."

„Wohl ging die Nächstenliebe heilend um,
das Siechtum lindernd und der Kranken Schwären,
doch vielem, warmumworb'nem Heldentum
konnte kein Friede Zuflucht mehr gewähren."

„Hört auf mein Wort, ihr Mächtigen der Welt!
Reicht euch die Hand um unsres Sterbens willen!
Des Hasses Schrei, der durch die Lande gellt,
Laßt ihn verstummen! Denkt an uns, die Stillen!"

Der Tag bricht an . . . des Denkmals Flamme brennt,
ihr ewiges Mahnen wird sich nie verzehren . . .
Will heute denn dem Haß, der alle trennt,
nicht unsres Schöpfers Macht erbarmend wehren?

Ernst Ofer.